



DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

Gine Elsner, „Verfolgt, vertrieben und vergessen“ – Drei jüdische Sozialhygieniker aus Frankfurt am Main: Ludwig Ascher (1865–1942), Wilhelm Hanauer (1866–1940), Ernst Simon (1898–1974)

Hien, Wolfgang

In: Sozial.Geschichte Online / Heft 23 / 2018

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Link: <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de:443/servlets/DocumentServlet?id=47052>

Rechtliche Vermerke:

lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

**Gine Elsner, „Verfolgt, vertrieben und vergessen“ –
Drei jüdische Sozialhygieniker aus Frankfurt am
Main: Ludwig Ascher (1865–1942), Wilhelm
Hanauer (1866–1940), Ernst Simon (1898–1974)**

VSA-Verlag: Hamburg 2017. 334 Seiten, € 24,80

Gine Elsner hat erneut eine hochinteressante Studie zur Geschichte der Medizin des 20. Jahrhunderts veröffentlicht. Die Autorin – Medizinerin, Soziologin und Historikerin, langjährige Ordinaria für Arbeitsmedizin der Goethe-Universität in Frankfurt am Main, seit 2009 im Ruhestand – hat bereits zahlreiche Biographien zu disziplinprägenden Arbeits- und Sozialmedizinerinnen veröffentlicht, zunächst zu solchen, die nationalsozialistischem Gedankengut nahe standen. Zunehmend stieß sie bei ihren Recherchen aber auf Vertreter des Faches, denen eine andere Sicht auf Mensch, Arbeit und Gesellschaft zueigen war: auf jüdische Ärzte, die bis heute aus dem kollektiven Gedächtnis der Medizin und der Wissenschaftsgeschichte gestrichen sind. Hier hatten die Nazis sozusagen ganze Arbeit geleistet. Elsner war, nachdem sie nach Frankfurt berufen worden war, verwundert und irritiert, dass über die in der Stadt tätigen jüdischen Ärzte so gut wie nichts bekannt war und dass auch die öffentlichen Institutionen nichts taten, sich jener zu erinnern. Elsner wollte sich damit nicht zufrieden geben und begab sich in die Archive, in die Nachlässe – auf die Spuren der vertriebenen und ermordeten Vorgänger ihres Faches, bedeutender Ärzte und Wissenschaftler, die so viele Jahrzehnte völlig vergessen waren. Dass die Nationalsozialisten und mit ihnen auch die im Nachkriegsdeutschland meinungsbildenden Konservativen die Geschichte der jüdischen Ärzt/innen verdrängten und verleugneten, lag zum einen am weiterschwellenden Antisemitismus, zum anderen aber

auch an der Tatsache, dass viele jüdische Ärzte zu sozialdemokratischen und sozialistischen Positionen tendierten. Diese Besonderheit lag darin begründet, dass jene aufgrund ihrer eigenen Lage ein Verständnis für andere sozial oder kulturell diskriminierte Gruppen entwickelten. Am Rande angemerkt: Was Elsner nicht diskutiert, ist die besondere jüdische Sozialethik, die Empathie für Marginalisierte ausdrücklich einfordert.

Wilhelm Hanauer, zunächst Vertrauensarzt bei Krankenkassen, engagierte sich schon vor dem Ersten Weltkrieg für Berufserkrankte. Das Bismarcksche Sozialversicherungssystem sah zwar eine Entschädigung für Menschen vor, die einen Arbeitsunfall erlitten hatten, nicht jedoch für Menschen, die an den Folgen von Vergiftungen oder sonstigen, durch langjährige Belastungen erzeugten Schäden litten. Hanauer stritt vehement für deren Anerkennung und machte darüber hinaus auf die durch Armut hervorgerufene körperliche Schwäche vieler Patient/innen aufmerksam, welche die Entwicklung von Infektionen und sonstigen Erkrankungen begünstigte. Hanauer wurde 1919 an der Frankfurter Universität in Sozialmedizin habilitiert und 1926 zum außerordentlichen Professor ernannt. Elsner diskutiert die begrifflichen Differenzen von „sozialer Medizin“ und „sozialer Hygiene“ – die Definitionen gingen in der wissenschaftlichen Debatte der damaligen Zeit wild durcheinander. Da eine klare Abgrenzung nicht möglich war, wurden diese Begriffe letztlich meist synonym verwendet. Hanauers Gesundheit verschlechterte sich nach seiner Entlassung 1933 rapide; er verkraftete die Herabsetzung und Stigmatisierung im nationalsozialistischen Gesundheitswesen nicht. Er verstarb 1940 in einem jüdischen Pflegeheim.

Ludwig Ascher, zunächst viele Jahre in öffentlichen Gesundheitsdienst in östlichen Regionen des kaiserlichen Preußens tätig, kam im August 1918 als Kreisarzt nach Frankfurt, bekam einen universitären Lehrauftrag – *venia legendi* – für soziale Hygiene und wurde 1924 Leiter des städtischen *Sozialhygienischen Untersuchungsamtes*. Dort entwickelte Ascher eine Forschungsstrategie, um die Physiologie der Er-

müdung und der Leistungsfähigkeit zu analysieren. Ascher bemühte sich um eine Zusammenarbeit mit Betriebsingenieuren, Psychologen und Arbeitswissenschaftlern. Er widersetzte sich der vorherrschenden Lehre der Konstitutionshygiene und den erbbiologischen Ideologien. Seiner Auffassung nach waren es weniger Konstitution und Veranlagung, vielmehr günstige oder ungünstige äußere Lebensumstände, welche Gesundheit und Leistungsfähigkeit beeinflussten. Ascher verlor 1933 alle seine Ämter, blieb aber in Frankfurt. Er bezog als alter Mann ein Zimmer im „Judenhaus“ in der Gaußstraße 14. 1941 wurde er ins Ghetto Litzmannstadt deportiert, in dem er 1942 starb. Sein Forschungsansatz hinterließ keine Spuren. Die Theorie und Praxis der Sozialhygiene wurde nach 1945 von Medizinern wie Ewald Gerfeldt geprägt, die sich inhaltlich und konzeptuell – auch wenn bestimmte Begriffe ausgetauscht wurden – im Fahrwasser der Rassenhygiene bewegten. Unverhohlen argumentieren die Lehrbücher Gerfeldts bis in die 1970er Jahre hinein in biologistischer, rassistischer und antisemitischer Manier nicht nur gegen die „Gefahr der Verweichlichung“, sondern auch für das Überlebensrecht des Stärkeren und den „naturgegebenen“ Untergang des Schwächeren.

Ernst Simonson kam 1927 als junger Arzt zum *Sozialhygienischen Untersuchungsamt* nach Frankfurt und wurde dort Leiter der Abteilung für Arbeitsphysiologie und Gewerbehygiene. Ein Jahr später wurde ihm die *venia legendi* für das Fach Arbeitsphysiologie erteilt. Simonson ging als Gastwissenschaftler 1930 in die Sowjetunion, wo er an Sozialprogrammen mitwirkte und – nach der Machtergreifung der Nazis – trotz des stalinistischen Terrors bis 1937 bleiben konnte. Danach übernahm er die Leitung eines psychotechnischen Instituts in Prag, musste nach Hitlers Einmarsch fliehen und kam 1939 nach New York. Er machte sich in den USA als Forscher einen Namen; 1944 wurde er in Minnesota zum Professor für physiologische Hygiene berufen, wo er bis zu seinem Tod 1974 tätig war. Simonsons Arbeiten wurden im Nachkriegsdeutschland kaum rezipiert. Arbeitsphysiologisch knüpfte man an die während der NS-Zeit am Berliner

Kaiser-Wilhelm-Institut für Arbeitsphysiologie entwickelten Lehren an. Am Ende seines Lebens gab es Anzeichen dafür, dass sich die Situation wandeln könnte: 1973 wurde Simonson von der TU München die Ehrendoktorwürde zuerkannt; er nahm noch an wissenschaftlichen Kongressen in der Bundesrepublik teil. Bei diesen Anzeichen sollte es jedoch bleiben.

Das Buch von Gine Elsner macht betroffen. Man/frau fragt sich, wie es sein kann, dass derart wichtige Vertreter einer sozialetisch orientierten Medizin und zugleich entscheidende Wegbereiter von Gesundheitswissenschaften und Public Health derartig in Vergessenheit geraten konnten. Die Geschichtsvergessenheit der Medizin ist, trotz mancherlei Aufarbeitungen, offenbar größer und nachhaltiger als gedacht. Umso wichtiger ist es, dass es Forscher/innen wie Gine Elsner gibt. Wie konnte es sein, dass ihr 1995, als sie in Frankfurt ihr Ordinariat antrat, niemand die Frage beantworten konnte, was das Frankfurter *Sozialhygienische Untersuchungsamt* eigentlich für eine Institution war, was dort genau getan worden war, wer dort gearbeitet hatte? Warum interessierte sich nach dem Krieg niemand mehr dafür? Ganz zu schweigen vom Interesse daran, dieses Institut wieder aufzubauen. Gine Elsner erinnert an das Lebenswerk der drei jüdischen Sozialhygieniker. Sie beleuchtet es in ihrem sozialhistorischen Kontext und berichtet – by the way – von Nazideutschland und von der Sowjetunion zur Stalinzeit. Am Ende ihrer spannenden Studie geht sie auf aktuelle Debatten der Arbeitsmedizin und der Arbeits- und Gesundheitswissenschaften ein, etwa auf das Thema „Resilienz“, die Widerstandskraft des Individuums gegen äußere Belastungen. Sie greift Überlegungen Aschers auf, um sich nicht gegen das Konzept der Resilienz an sich, wohl aber gegen dessen gegenwärtige Instrumentalisierung zu wenden. Diese verlangt den Subjekten Anpassungsleistungen ab, indem sie äußere Belastungen als naturgegeben und unveränderbar darstellt und damit ihre gesellschaftliche Bedingtheit verschleiert. Wilhelm Hanauer hatte sich bereits in den 1920er Jahren gegen die soziale Ungleichheit gewandt und herausgearbeitet, dass eine schlechte

soziale Lage auch die Widerstandskraft gegen weitere Belastungen schwächt. Ein signifikant höhere Sterblichkeit beziehungsweise eine deutlich niedrigere Lebenserwartung ist die Folge. Diese soziale Ungleichheit der Mortalität ist, trotz besserer Lebensbedingungen insgesamt, bis heute geblieben, hat sich teilweise sogar noch erhöht. Die frühen Sozialhygieniker haben sich dieses Problems angenommen, und wir könnten viel lernen, wenn wir uns ihre Überlegungen und Erkenntnisse vergegenwärtigen und sie dem Vergessen entreißen. Mit Recht schließt Elsner ihr Buch daher mit der Maxime: „Man braucht das Rad nicht immer neu zu erfinden“ (S. 298).

Wolfgang Hien

Dies ist eine Veröffentlichung der **Sozial.Geschichte Online**
lizenziert nach [Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0]

Sozial.Geschichte Online ist **kostenfrei und offen** im Internet zugänglich. Wir widmen uns Themen wie dem Nationalsozialismus, dessen Fortwirken und Aufarbeitung, Arbeit und Arbeitskämpfen im globalen Maßstab sowie Protesten und sozialen Bewegungen im 20. und 21. Jahrhundert. Wichtig ist uns die Verbindung wissenschaftlicher Untersuchungen mit aktuellen politischen Kämpfen und sozialen Bewegungen.

Während die Redaktionsarbeit, Lektorate und die Beiträge der AutorInnen unbezahlt sind, müssen wir für einige technische und administrative Aufgaben pro Jahr einen knapp fünfstelligen Betrag aufbringen.

Wir rufen deshalb alle LeserInnen auf, uns durch eine **Spende** oder eine **(Förder-)Mitgliedschaft** im *Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.* zu unterstützen, der diese Zeitschrift herausgibt und gemeinnützig ist.

Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerabzugsfähig, deswegen bitten wir, uns eine E-Mail- und eine Post-Adresse zu schicken, damit wir eine Spendenquittung schicken können.

Die Vereinsmitgliedschaft kostet für NormalverdienerInnen 80 € und für GeringverdienerInnen 10 € jährlich; Fördermitglieder legen ihren Beitrag selbst fest.

Mitgliedsanträge und andere Anliegen bitte an
SGO-Verein [at] janus-projekte.de oder den

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
Cuvrystraße 20a
(Briefkasten 30)
D-10997 Berlin

Überweisungen von Spenden und Mitgliedsbeiträgen bitte an

Verein für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts e.V.
IBAN: DE09 1002 0500 0001 4225 00, BIC: BFSWDE33BER,
Bank für Sozialwirtschaft